



palliative zh+sh

«Viele wurden gar nicht mehr gefragt, wie es ihnen geht.»

Die Journalistin Beate Lakotta und der Fotograf Walter Schels haben Menschen im Hospiz besucht und sie bis zu ihrem Tod begleitet. Die Porträtbilder, die vor und nach dem Tod entstanden sind, und die Texte über die porträtierten Menschen regen an, sich mit dem Sterben und den Sterbenden auseinanderzusetzen. Viele Menschen würden aus Angst, das Falsche zu sagen, lieber schweigen und rückten von den Betroffenen ab, erzählen die beiden im Interview.

Von Sabine Arnold, palliative zh+sh

Ihre Ausstellung wurde fast zwei Dutzend Mal und überall auf der Welt gezeigt. Weshalb reisst das Interesse daran nicht ab?

Walter Schels: Das ist bemerkenswert. Der Tod ist auf der Welt eben immer aktuell.

Sie meinen also, die Universalität des Themas mache den Reiz aus?

WS: Ja, vor allem weil es zu lange tabuisiert wurde. Momentan besteht in vielen Themen – von Glaube bis Transsexualität – die Tendenz, zu enttabuisieren.

Beate Lakotta: Vielleicht könnte man sagen, dass die Extremsituationen im menschlichen Leben allmählich ins Blickfeld geraten. Mit der Arbeit an diesem Projekt begannen wir vor zwölf Jahren. Damals war das ungewöhnlich. Da gab es nicht viel zum Thema. Schreibt man heute ein Buch über den Tod, kommt man gleich in die Bestsellerliste.

Aus welchem Grund sollte man Tote anschauen?

BL: Aus welchem Grund sollte man sie nicht anschauen? Wenn ich eines Tages tot bin, möchte ich keine gruselige Sache sein, die man rasch in eine Kiste packt. Eigentlich wünsche ich mir, dass die Menschen, die mir zu Lebzeiten nahe waren, mich auch dann noch als mich selbst sehen. Dass ich meine Würde als Person nicht verliere. Ich glaube, das wünscht sich jeder Mensch so, auch wenn es schwer ist, sich in diese Lage zu versetzen. Davon abgesehen gibt es an einem toten Menschen, der noch nicht lange tot ist, nichts Abstossendes oder Ekelhaftes.

WS: Betrachten Sie die letzten 2000 Jahre unserer Geschichte! Denken Sie zum Beispiel an die Pietà von Michelangelo. Und dann stellen Sie sich vor, ein in den USA Hingerichteter würde vom Tisch genommen und auf den Schoß seiner Mutter gebettet. Das wäre ein Skandal in der heutigen Zeit. Ein Tabu. Bezogen auf den Tod ist das eine neue Einstellung. Es gibt genügend künstlerische Tradition, in welcher der Tod dargestellt ist, in der bildenden Kunst, aber auch in der Musik zum Beispiel, im Requiem.

Sie sagten einmal in einem Interview, Sie hätten diese Arbeit gemacht, um Ihre eigene Angst vor dem Tod zu bekämpfen. Hat es genützt?

WS: Zum Teil. Als Kriegskind habe ich Bombenangriffe erlebt und zerfetzte, verbrannte Körper gesehen. Mein Leben lang hatte ich Alpträume von Skeletten und Leichen. Diese Ängste habe ich durch die Begegnung mit den Toten überwinden können. Die Angst vor dem Tod ist etwas anderes.

BL: Walter meint, ihm sei das Thema näher, weil er dreissig Jahre älter ist als ich. Rein statistisch betrachtet hat er recht, aber wir haben auch junge Menschen sterben sehen.



Dieser Altersunterschied ist aber auch für sie als Partnerin ein Problem. Denn auch der drohende Verlust des Anderen kann einen ängstigen.

BL: Ja. Und diese Angst ist bei mir auch nicht kleiner geworden. Was den eigenen Tod betrifft, hält man ja die Illusion aufrecht, es treffe einen nicht; jedenfalls noch nicht in diesem Monat, nicht in diesem Jahr. Aber was das Medizinische betrifft, da vertraue ich nach dieser Arbeit eher darauf, dass man meine körperlichen Beschwerden eines Tages lindern können. Alles andere bleibt trotzdem so schwer wie vorher. Die Angst vor der Vorstellung, dass man sich von allen Menschen verabschieden muss, die einem lieb sind, und auch von sich selbst, nimmt einem kein Morphinplaster weg.

Sie waren ja in verschiedenen Hospizen zu Gast. Haben Sie sich überlegt, wo Sie selbst sterben wollen?

WS: Wenn ich pflegebedürftig würde, dann würde ich, falls nötig, ins Hospiz gehen. Am liebsten würde ich im Bett sterben.

BL: In deinem eigenen?

WS: Lieber im Krankenhaus.

BL: Ich würde gerne zu Hause sterben. Aber ich habe keine Vorstellung davon, wer dann für mich da wäre. Wir haben keine Kinder, auch sonst keine Verwandten, und von meinen Freunden wünsche ich mir Nähe, aber nicht unbedingt Pflege. Ich würde einem guten Palliativdienst vertrauen, der zu mir nach Hause kommt. Ich könnte mir auch eine Palliativstation im Krankenhaus vorstellen. Ich brauche keine orange getupften Wände. Wenn die Stimmung in Hospizen schon rein optisch auf Leben, Harmonie, Fröhlichkeit getrimmt ist, empfinde ich das eher als kitschig.

Zwei der Porträtierten verzeihen ihren Angehörigen fast nicht, dass sie sie ins Hospiz gebracht haben. Konnten Sie das nachvollziehen?

BL: Eine alte Dame, die Frau Bening, fühlte sich abgeschoben. Sie wollte zu Hause bleiben. Das kann ich nachvollziehen. Ihr Mann war von der Situation aber überfordert. Er hat sich das nicht zugetraut, aber er wusste auch nicht, wie er ihr das sagen sollte. Die Frage ist ja immer, welchen Umgang man vorher miteinander hat. Wenn wir ein offenes Verhältnis haben, können wir auch im Angesicht des Todes über alles sprechen. Bei unserer Arbeit im Hospiz haben wir oft das Gegenteil erlebt: Ich schrieb über einen Mann, der jeden Tag am Bett seiner Frau sass und es nicht schaffte, sich bei ihr für die gemeinsame Zeit zu bedanken. Er traute sich das nicht, weil er glaubte, dass sie dann denken würde, dass er denkt, sie werde sterben. Dabei wollte er ihr doch etwas Schönes sagen.

Sie schreiben in der Einleitung des Buches, das Hospiz habe sich als Hort des Lebens, der Hoffnungen erwiesen. Sieht man das Ihrer Meinung nach in den Bildern?

BL: Das weiss ich nicht. Ich glaube, das zeigen eher die Texte. Sie erzählen die individuellen Geschichten, die zwischen den Bildern liegen. Dagegen haben die Bilder eine Unisono-Bildsprache. Walter hat sie so aufgenommen, wie er auch andere Menschen porträtiert, frontal, mit neutralem Gesichtsausdruck, ohne Foto-Lächeln oder sonstige Posen, ganz gleich, ob es jetzt Angela Merkel, der Dalai Lama oder ein berühmter Musiker ist oder ein Mensch im Hospiz. Das ist eine Gleichbehandlung. Er hat Blinde, Hundertjährige, Neugeborene und sogar Tiere in der genau gleichen Weise porträtiert.

Herr Schels, weshalb haben Sie sich als Fotograf derart strenge Regeln auferlegt? Sie hätten ja auch Reportagenbilder machen können, wie es einige im Buch hat.



WS: Ja, aber das wäre ein anderes Thema. Mich interessiert nun mal das Porträt. Übrigens hat von den Porträtierten im Hospiz auch von sich aus keiner ein Foto-Lächeln aufgesetzt, anders als in den meisten meiner anderen Porträt-Sitzungen, wo ich immer erst einmal damit zu tun habe, diese mimische Pose zu überwinden. Anscheinend hatte hier niemand das Bedürfnis, den Eindruck von Heiterkeit zu erwecken, die in der Seele gar nicht vorhanden ist. Natürlich gibt es auch im Hospiz immer Momente, in denen man lacht. Aber das nun in den Vordergrund zu rücken, würde nur kitschig wirken, wie eine Maske. Ein reduziertes Gesicht ist ein Fundament. Ein Lächeln oder Lachen ist ein vorübergehender Moment, der täuscht.

Das allerletzte Porträt wurde kurz nach dem Tod gemacht. Was sieht man darin?

WS: Indem beide Gesichter in Ruhe gestellt sind, wird das Wesentliche spürbar. Bei den Toten ist es ein sehr viel entspannteres und zufriedeneres Gesicht als bei den noch Lebenden.

BL: Bei den Toten sind die Anstrengung, der Kampf und das Sich-Aufbäumen aus den Zügen gewichen. Viele sehen ja tatsächlich so aus, als ob sie lächelten. Wahrscheinlich projizieren wir deshalb dieses Friedliche – den Tod als Schlafes Bruder – hinein. Das tote Gesicht ist aber eine Projektionsfläche. Das sind einfach physische Prozesse: Wenn der Mensch liegt und sich die Körperflüssigkeiten verteilen, dann wird die Haut glatt gezogen, und er sieht auf einmal jünger und entspannter aus.

Waren Sie je dabei, als jemand gestorben ist?

BL: In den letzten Minuten nicht. Wir sind eigentlich immer...

WS: ...rechtzeitig weggegangen. Aber die Betreuung war ja auch nicht uns, sondern dem Personal und der Familie überlassen.

BL: Wir waren aber manchmal nahe an diesem Moment dran. Es war tröstlich zu erleben, dass ein Mensch beim Sterben nichts Furchterregendes hat. Mal abgesehen von den Atemgeräuschen, die schon sehr verstörend sein können. Jedenfalls von außen betrachtet wirkt es eher friedlich, wenn das Bewusstsein langsam erlischt.

Das Bild der toten Person wollten Sie jeweils möglichst kurz nach dem Tod aufnehmen. Wie ging das organisatorisch?

BL: Wir hatten immer das Handy auf dem Nachttisch. Wenn es nachts um drei Uhr klingelte, zogen wir mit Lampen, Stativen und Hintergrundstoff los. Natürlich hatten wir vorher gefragt, wann es am besten passt, wann die Angehörigen kommen, wann jemand gewaschen wird. Wir wollten immer mindestens eine Stunde alleine arbeiten können. Wir haben an den Toten nichts verändert, wir haben sie nur aufgesetzt. So erhielten wir Bilder, die vom Licht und von der Perspektive her mit denen der Lebenden identisch sind, die würdig sind. Man würde einen lebenden Menschen ja auch nicht liegend fotografieren, sonst bekommt er ein überdimensioniertes Kinn, oder man fotografiert in die Nase hinein. Wir hatten eine Verantwortung gegenüber den porträtierten Menschen. Sie hatten sich uns komplett anvertraut und selbst keine Kontrolle mehr darüber.

Wie gewannen Sie deren Vertrauen? Ich nehme an, dass sich nicht alle Leute fotografieren lassen wollten, die Sie in den Hospizen kennengelernt haben.

BL: Doch, überraschend viele schon.

Weshalb willigten sie ein?



BL: Die Mitarbeiter im Hospiz fragten die Gäste, ob wir bei ihnen vorbeischauen dürften. Wir besuchten sie dann auf ihrem Zimmer und fragten einfach: Wie geht es Ihnen? Wie kommt es, dass Sie hier sind? Wie haben Sie letzte Nacht geschlafen? Viele freuten sich über die Begegnung und nutzten die Gelegenheit, in den Gesprächen mit uns noch einmal Bilanz zu ziehen, sich von Sorgen zu erleichtern. Wir bekamen vieles erzählt, das den Angehörigen vorenthalten blieb.

Sie waren eine Art neutrale Instanz.

WS: Ja, es hiess auch öfter: Das dürfen Sie jetzt nicht schreiben! Das haben wir dann auch nicht gemacht.

BL: Uns gegenüber mussten sie auch nicht fürchten, jemanden zu verletzen. Nicht wenige erzählten, dass praktisch vom Tag der Diagnose an Menschen von ihnen abrückten. Wenn jemand sagt, er sei unheilbar krank und werde bald sterben, wissen die anderen nicht, wie sie damit umgehen sollen und gehen auf Distanz. Sie sagen lieber nichts als das Falsche. Viele Angehörige haben das Gefühl, sie dürfen nicht über den Tod sprechen und weichen auf Floskeln aus wie «Mutti, du wirst schon wieder.» Aber das ist verletzend für einen Mensch, der weiß, dass er sterben wird. Ausgerechnet von seinen Liebsten fühlt er sich nicht wahrgenommen in seiner Angst und Not. Die Frage «Wie geht's dir?» bekamen viele gar nicht mehr gestellt – aus Angst, dass die Antwort unerträglich sein könnte.

Haben Sie mit den porträtierten Menschen über den Tod gesprochen?

BL: Ja, natürlich. Vor allem, wenn das sonst keiner hören wollte. Das ist auch ein Impuls gewesen, beim Projekt mitzumachen: Sie wollten Zeugnis ablegen, wie es ist, wenn man stirbt.

Ging es den Porträtierten auch darum, etwas zu hinterlassen?

Viele sagten, sie hätten noch so viel tun wollen – um die Welt reisen, die Enkel aufwachsen sehen, den Garten umbauen – und jetzt sei das Leben schon zu Ende. Sie fragten sich: Was war mein Leben? Was habe ich hinterlassen? Unser Projekt war für sie eine Möglichkeit, eine Spur zu hinterlassen. Manchmal wurden sie auch von ihren Angehörigen, den Kindern zum Beispiel, ermuntert. Sie sagten: Mutti, mach das doch, dann bleibt etwas von dir! Eine Art Denkmal. Für manche Angehörige war später die Ausstellung auch ein Trost. Zum Beispiel für die Mutter des Babys, das wir porträtiert haben. Der Tod des Kindes wurde auf diese Weise verwandelt, er wurde Teil von etwas, das einen Sinn hatte.

Welche Wirkung hat Ihre Ausstellung auf die Menschen?

BL: Die Bilder haben viele Menschen tief bewegt. Ich erinnere mich an einen jungen Mann in London, der ins Besucherbuch schrieb, er habe schon mehrere Suizidversuche hinter sich, aber jetzt wisse er, was wirkliche Probleme sind. Er gehe nun hinaus und wolle leben. In der Ausstellung wird viel geweint. Sie ist ein Ort, an dem man traurig sein darf. Menschen werden in der Ausstellung häufig überraschend mit persönlich erlittenen Verlusten, Trauer und der Angst vor der eigenen Endlichkeit konfrontiert. Vielleicht klingt das paradox, aber das kann sehr wohltuend sein. Viele Besucher sagen, die Ausstellung mache ihnen Mut, Dinge nicht zu verschieben.

Haben Sie mit dieser positiven Wirkung gerechnet?

WS: Nein, das haben wir nicht. Wir verfolgten gar keine Absicht. Zu Beginn auch jene nicht, ein Buch zu machen.



palliative zh+sh

BL: Ich nahm mir für das Projekt fast ein Jahr Auszeit beim Spiegel. Walter hat in der Zeit auch nichts Anderes gemacht. Waren wir abends irgendwo eingeladen und wurden gefragt, woran wir arbeiteten, gab es zwei Reaktionen. Entweder wurden die Leute neugierig und wollten alles wissen. Sie fingen an, von den eigenen Erfahrungen zu erzählen. Oder das Gespräch verstummte.

WS: Ein Stimmungskiller!

BL: Dann hiess es oft: Warum fahrt ihr nicht lieber in die Toskana?

WS: Das haben wir uns in diesem Jahr auch manchmal gefragt, wenn auch nicht ernst gemeint: Warum fahren wir eigentlich nicht in die Toskana? Wir hatten uns ein Jahr für diese Arbeit freigeschaufelt, aber frei hatten wir nie. Wir mussten Tag und Nacht verfügbar sein, man weiß ja nicht, wann jemand stirbt. Ein Jahr war also dem Tod gewidmet, und seither verfolgt er uns ziemlich penetrant (lacht). Ich wünschte mir mal einen Tag, an dem ich nicht daran denke: Heute lebe ich noch.

Zu den Personen

Beate Lakotta wurde 1965 in Kassel geboren. Sie studierte Germanistik und Politikwissenschaft in Heidelberg. Sie berichtete zehn Jahre als Redakteurin im Wissenschaftsressort des «Spiegel» über Themen aus Medizin und Psychologie. Seit 2010 ist sie Gerichtsreporterin des Nachrichtenmagazins. Sie erhielt zahlreiche Auszeichnungen.

Walter Schels wurde 1936 in Landshut, Bayern, geboren. Er arbeitete als Schaufensterdekorateur in Barcelona, Kanada und Genf. 1966 ging er nach New York, um Fotograf zu werden. Vier Jahre später kehrte er nach Deutschland zurück und arbeitete für die Werbung und verschiedene Magazine. Ab 1975 fotografierte Schels über viele Jahre für die Zeitschrift «Eltern» Reportagen über Geburten. Seit er die wenige Augenblicke alten Kinder porträtierte, hat ihn die Beschäftigung mit Gesichtern und mit den Extremsituationen der menschlichen Existenz nicht mehr losgelassen. Bekannt wurde Walter Schels mit seinen Charakterstudien von Künstlern und Politikern, von Prominenten der Kultur- und Geisteswelt, aber auch von Tieren.

Beate Lakotta und Walter Schels sind verheiratet. Sie leben in Hamburg.

Zum Projekt

Kaum etwas bewegt uns so sehr wie die Begegnung mit dem Tod. Doch kaum etwas geschieht heute so verborgen wie das Sterben. Beate Lakotta und Walter Schels baten unheilbar Kranke in verschiedenen Hospizen in Deutschland, sie in den letzten Tagen und Wochen begleiten zu dürfen. Aus diesen Begegnungen entstanden einfühlsame Schilderungen und Fotos von Menschen am Ende ihres Lebens.

Das Buch «Noch mal leben vor dem Tod» erschien 2004 in der Deutschen Verlags-Anstalt (DVA) München und wurde bereits in der neunten Auflage gedruckt. Die Ausstellung «Noch mal leben» war unter anderem in Berlin, London, Tokyo und Montreal zu sehen. 2016 wird sie nun in Zürich gezeigt.